

Separatabdruck.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Dreimonatlicher Fortgang. Heft 8. — Mai 1897. —

François Sabatier und Caroline Sabatier-Anger,

von

Otto Sarwig.

Leipzig.

Verlag von Gebrüder Nebe.

Verlag des Verlegers Carl Nebe & Co. in Leipzig.

François Sabatier und Caroline Sabatier-Unger.

Von
Otto Hartwig.

[Nachdruck unterjagt.]

In dem „letzten“ Capitel, das Moriz Hartmann als „erstes“ seinem „Tagebuch aus Languedoc und Provence“ vorausgeschickt hat, beschreibt er das Schloß La Tour de Farges, in welchem er, der heimatlose Flüchtling, gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte. Auf einem der letzten südlichen Ausläufer der Cevennen gelegen, welcher sich in die gesegnete Ebene von Nieder-Languedoc hineinzieht, sind jetzt seine Wallgräben von einer südlischen Vegetation überwachsen und die Ringmauern bis auf ein kleines Stück gefallen; doch ragen noch drei Thürme in die Luft. Das eigentliche Schloß, mit weiten gewölbten Hallen und tiefliegenden Fenstern, ist von Ephen und anderen zahllosen Kletterpflanzen umspounen. In dem Parke ringsherum gedeihen üppig alle Gewächse des Südens. Pinien breiten ihre Kronen aus, und Lorbeerbäume und andere Balsamsträucher, Feigen und Orangenbäume, Agaven und Maulbeerkämme wachsen durcheinander. In dem Gezweige des dunkelnden Parks nisten unzählige Nachtigallen, die in lauen Frühlingsnächten die vom Blüthen-
duft durchsättigte Atmosphäre mit ihren weichen Siedern in eine noch stärker erzitternde Bewegung setzen.

Tritt man auf der Südostseite des Baues auf einen Balkon hinaus, so liegt die Ebene von Lunel zu Füßen des Beschauers. Links ragen die kahlen Häupter der Cevennen empor. Rechts erglänzt am Abend über der Strandlinie des Meeres das hellshimmernde, bewegliche Licht des Leuchtturmes der Crou. Zwischen ihm und dem Schloß breiten sich die Lagunen aus, in denen die wohlerhaltenen Mauern von Alques-Mortes uns ein mittelalterliches Pompeji aufbewahrt haben. Rohrdürricht und Tamariskenbüsche erfüllen diese Sümpfe, die, im Herbst in Brand gesteckt, die ganze Gegend mit ihrer Bohle verzehren zu müssen scheinen. Aber das grünende, blühende Leben behauptet hier doch stets sein Recht, und ein fröhliches, heiteres, gesangreiches und doch auch wieder ernstgesinntes Volk hat, seitdem uns die geschichtliche Stunde von ihm zugekommen ist, des Lebens Freude und Noth getragen.

M. Hartmann, der uns alles dieses in lebendiger Rede schildert, fährt dann fort: „Ich steige vom Balkon herab ins Schloß zu meinen lieben Gastfreunden. Durch die Bibliothek, wo französische, deutsche, englische, spanische, griechische und lateinische Classiker über und neben einander aufgestellt sind, ja wo sogar geheimnißvolle Sanskritzeichen wie indische Schlingpflanzen den Studiertisch bedecken, gelange ich hinab in den Saal des ersten Stockes. Er ist in ein Atelier verwandelt. Der Schloßherr, der dort oben Sanskrit studirt und sich an Mal und Damajanti entzückt, malt hier unten die Porträts seiner Freunde; neben ihm sitzt seine sebzehnjährige Tochter und studirt anspruchslose Schönheit an einem Bettelkinde, das, wenn sein Porträt vollendet, in wenigen Tagen reich beschenkt entlassen wird. An den Wänden hängen Zeichnungen und Cartons, Meisterstücke des früh verbliebenen Papety. Unwillkürlich haftet das Auge am restaurirten Panteon (Parthenon?), dem Zubegriff aller Schönheit, das Papety mit Künstlerliebe aus tausend Bruchstücken zusammengetragen und wieder hergestellt hat. Indessen klingen aus dem Saale im Parterre Lieder von Gluck, Mozart, Beethoven oder irgend einem uralten Italiener herauf. Wenn sie schweigen, erbraust der Grand in Beethoven'schen Sonaten, in Bach'schen Fugen oder lispelt graziose Melodien von Coupeein. Dem Schloß und Umgebung gehören einem Künstler, der, *horribile dictu*, ein Socialist und, *admirabile dictu*, dabei ein reicher Mann ist, der es versteht, sich mit dem Schönen aller Zeiten und aller Völker zu umgeben. Seine Gattin ist eine weltberühmte, deutsche Künstlerin, die hier in Languedoc'scher Einsamkeit, auf Vorbeeren ruhend, ihr schönes Künstlerleben weiter kräumt. Sie ist die Sängerin, welche sang. Die Musikerin aber, die Beethoven'sche Sonaten zum Beispiel der Chypresse spielt, ist ihre Nichte, eine verlassene junge Künstlerseele, deren sie sich gütig angenommen. So wandere ich hinauf und herunter, von Poesie zu Malerei, von Malerei zu Gesang, von Gesang zu Musik. Ein schönes Leben, schön eingerichtet.“

Darf ich hier das Leben dieses Schloßherrn und seiner Frau, deren Namen M. Hartmann gar nicht nennt, die wir aber oben an die Spitze gestellt haben, etwas ausführlicher erzählen? Alle, welche ihre Freude an dem Wesen und den Geschicken eigenartiger Menschen haben, die schon allein durch das, was sie sind, auf die Mitwelt wirken, müssen sich für beide interessieren. Beide waren aber auch noch mehr als nur sich selbst darstellende Naturen. Hervorragende geistige Gaben waren ihnen verliehen, und sie haben sie nicht nur benutzt sich selbst zur Freude, sondern auch zur Freude, ihrer Mitmenschen, ihnen hohe künstlerische Genüsse schaffend und minder Glücklichen durch ihre Wohlthaten das Leben beglückend und erhellend. Ich habe sie freilich nicht kennen gelernt. Ein unglücklicher Zufall, der dann leicht für die Folgezeit entscheidend wird, hat mich vor mehr als dreißig Jahren um diesen Genuß gebracht. Auch habe ich keine Einsicht gewinnen können in die Tagebücher, welche François Sabatier geführt hat, und die sich jetzt, ich weiß nicht, wo befinden. Vielleicht sind sie mit einer Büchersammlung, die er für die Universitätsbibliothek von Montpellier bestimmt hatte, dort angekommen. Dafür aber habe ich viele Leute gefragt, die dem Ehepaare nahe gestanden. Es

liegen Aufzeichnungen, von vertrauester Seite für mich gemacht, vor mir. Auch die gedruckte Literatur über das Paax, namentlich über die berühmte Sängerin, von deren Ruhme Deutschland und Italien voll waren, ist nicht gering. Sie muß nur aus verschiedenen Werken zusammengeführt und kritisch gesichtet werden. Wird doch der Name Sabatier bald Sabbatier, bald Sabaltier u. s. w. in allen möglichen Variationen geschrieben, ebenso wie der Name der Frau, die allerdings dazu selbst Veranlassung gegeben hat, indem sie ihren Geburtsnamen, um ihn vor einer falschen italienischen Aussprache zu bewahren, aus Unger in Ungher verwandelte. Auch die mit Bewußtsein und Bewußtlos blickende Phantastie ihrer Zeitgenossen hat sich des Lebens der Beiden bemächtigt und sie zu Romanfiguren gemacht, die wenig gelungen erscheinen. Denn nur Ueßerlichkeiten ihres Lebens und ihrer Umgebung sind hier richtig gezeichnet.

Erzählen wir also zuerst, wie billig, das Leben des Fräuleins Caroline Unger und dann das ihres späteren Gemahls François Sabatier, bis die gefeierte Sängerin von der blauen Donau mit dem Provenzalen 1841 in Rom zusammen traf.

I.

Caroline Unger ist geboren zu Wien am 28. October 1803. Ihr Vater, Johann Karl, aus der Sipps in Ungarn stammend, hatte ursprünglich katholischer Geistlicher werden wollen, sich dann aber eines Andern besonnen und Jura studirt. Nachdem er mehrere Jahre die Erziehung eines jungen Freiherrn von Forgács geleitet, trat er als Wirthschaftsrath in die Dienste eines Freiherrn von Hackelberg-Landau und verheirathete sich mit Anna Cavarejs Baronin Skarmiscky. Als ein vielseitig begabter und poetisch angelegter Mann kam er in Verbindung mit den literarischen und musikalischen Größen Wiens. Er war u. A. mit Beethoven bekannt und mit Caroline Pichler, deren in sechzig Bänden erschienene Werke jetzt allerdings kaum Jemand noch kennt, so nah befreundet, daß, als ihm sein erstes und einzig geliebtes Kind geboren wurde, sie Patheinstelle bei diesem vertrat und es nach ihr Caroline genannt wurde. Da die Kleine frühzeitig eine große musikalische Begabung verrieth, fehlte ihr in dem damaligen Wien nicht der beste Unterricht. Noch als Greifen gebekkt Caroline in einem Briefe mit Freuden ihrer ersten Musikstunden und schreibt: „Wie sollte ich aber auch nicht erfüllt sein von wahrer Musik? Mozart's Schwägerin, Madame Lange, war meine Singmeisterin, Mozart's Sohn mein Clavierlehrer, Vogl, für den Schubert den Erlkönig schrieb, mein Lehrer im musikalischen Vortrag; ich lebte in einer Zeit, wo in Wien jede Gelegenheit, das Beste zu hören und zu üben, geboten war.“ Aber damit nicht genug: in dieser Zeit, wo in Wien in jedem Winter eine ausgesuchte italienische Operntroupe zu einer Stagione eintraf und der Bel canto in höchstem Ansehen stand, mußte auch eine angehende deutsche Gesangs-künstlerin die Feinheiten der italienischen Schule sich erworben haben. So erhielt denn auch Caroline in Wien bei Mozatti und in Mailand bei Domenico Monconi ihre letzte technische Ausbildung. Bedenkt man nun noch, daß

Beethoven es war, der das junge Mädchen anfeuernte, „in der Musik fortzuschreiten“, so wird man nicht bezweifeln, daß selten eine junge Künstlerin unter günstigeren Bedingungen heranwuchs. Schon als fünfzehnjähriges Mädchen war Caroline eine vielgesuchte Sängerin bei kirchlichen Aufführungen und in Privatconcerten. Nachdem sie in einem solchen bei Frau von Gehmüller sich ausgezeichnet hatte, suchte die Hoftheaterdirection sie für das Kaiserliche Institut zu gewinnen. Aber erst 1821 willigte der Vater ein, und sie wurde als k. k. Hofopernsängerin am Kärnthner-Theater engagirt. Obwohl sie bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten am 24. Februar 1821 als Dorabella in Mozart's „così fan tutte“ wegen ihrer Befangenheit nicht den Beifall errang, den man erwartet hatte, und neben Theresia Fodor und Henriette Sonntag etwas zurückstand, wuchs ihr Ruf wegen ihrer ausgezeichneten Gesangsleistungen und ihrer trefflichen dramatischen Darstellungsgabe immer mehr. Ohne wirklich schön zu sein, machte doch die Künstlerin mit ihrem sanften deutschen Gesicht, durch ihre ganze vornehme Haltung und ihr schlichtes, einfaches Wesen den vortheilhaftesten Eindruck, und dabei mußte sie mit vollkommener künstlerischer Sicherheit an den rechten Stellen die leidenschaftlichsten Accente so selbständig aufzusetzen, daß sie das italienische Publicum nicht nur, sondern auch die feinsten Kunstkenner zur Bewunderung hinriß. Nicht geringer waren ihre Leistungen in der komischen Oper. Friesen, der Caroline erst 1839 kennen lernte, schreibt in seiner bekannten Biographie Ludwig Tieck's (I, 240) über sie: „Es wird mir schwer werden, ein Bild von dem Eindruck ihrer dramatisch-musikalischen Größe zu geben, ohne den Schein der Voreingenommenheit oder der Uebertreibung auf mich zu laden. Denn ich bin allerdings der Meinung, niemals eine vollendetere Künstlerin gehört zu haben. Kein blendendes Aeußere, nicht einmal eine besondere Schönheit des von der Natur ihr verliehenen Instrumentes stand ihr zur Seite. Wer hätte sie in dieser Beziehung mit der hochgefeierten Schröder-Devrient vergleichen wollen! Aber man lernte an ihr eine Sicherheit und feine Gewandtheit in der Beherrschung der Bühne, einen Reichthum der verschiedensten Nuancen vom Weichen und Rührenden, von dem Heroisch-Imposanten, von der glühenden Leidenschaft, mit einem Worte eine Tiefe und Mannigfaltigkeit der Empfindung im Bereiche des dramatischen Gesangs kennen, wie sie, wenigstens meinem latenten Ohr, völlig neu war. . . . Eine der größten Ueberraschungen war für mich und wahrscheinlich für viele Andere mehr ihre Darstellung der Rosine im „Barbier von Sevilla“. Ich hatte mit meinen Freunden gestritten, als sie den Wunsch aussprachen, diese Rolle von ihr zu sehen. Nach ihren Darstellungen der tragischen Rollen, Paristina, Desdemona, Anna Bolena, hatte ich keinen Glauben an ihre gleiche Befähigung für diese heitere Rolle, von der ich mir nach häufiger Betrachtung einbildete, sie fast auswendig zu wissen. Aber ich sah und hörte etwas Neues. Diese Feinheit einer reizenden Coquetterie, bald zur anmuthigen Sehnsucht, bald zur jubelnden Freude übergehend, hier schelmisch, dort liebenswürdig schmachtend, das alles hatte ich in dieser Rolle noch nicht gesehn. . . . War es tiefe und unerforschliche Begeisterung, durch welche die Unger zu dieser Vollkommenheit

emporgetragen wurde, oder erreichte sie dieselbe auf dem Wege einer künstlerisch ausgebildeten Manier? Diese Frage habe ich damals oft mit Tielck besprochen, und wir mußten uns darüber verständigen, daß beides in einem Brennpunkt zusammenwirke.“ In der That, so war es nach allen Zeugnissen und nach dem Selbstzeugniß von Caroline über sich, das sie z. B. gegen Genast aussprach, der an einer Stelle seines Tagebuches sagt, Jenny Lind habe wie die Unger selbst in die Coloraturen Wärme gebracht.

Friesen, der sich wunderte, daß Caroline auch in der komischen Oper sich auszeichnete, hat sie offenbar persönlich sehr wenig gekannt. Denn sie war von Haus aus ein sehr heiteres, neckisches Wesen. Sie hatte es sogar gewagt, mit dem Altmeister Beethoven ihre Scherze zu treiben, und zwar zu einer Zeit, wo er an seiner neunten Symphonie und der Missa solemnis arbeitete. Der biedere Schindler gibt ihr daher auch eine schlechte Censur, indem er schreibt: „Sie wissen ohnehin, daß die Unger ein närrisches Ding ist, voll Spatz und Neckerei auch an jenem Orte, wo es sich doch nicht geziemt.“ Aber der sonst so brummige Künstler ließ sich doch diese Scherze, welche Caroline im Verein mit Henriette Sonntag trieb, gern gefallen. Er schrieb daher unter Anderem an seinen Bruder (am 8. September 1822): „Zwei Sängerrinnen besuchten uns heute, und da sie mir durchaus die Hände küssen wollten und recht hübsch waren, so trug ich ihnen lieber an, den Mund zu küssen; dies ist beikürzig das Kurzeste, was wir Dir sagen können.“ Damit begann ein Verkehr des Meisters mit den beiden „Hexen“, über den uns die Conversationshefte des Harthörigen Aufschluß geben, und welcher damit endete, daß die beiden schönen Hexen bei der ersten Aufführung der neunten Symphonie und der Hauptfuge der Missa solemnis in D-dur am 1. Mai 1824 die schwierigsten Stimmen übernahmen. In diesem Concerte hatte der taube Componist dem Publicum den Rücken zugekehrt, und er hörte daher nichts von dem frenetischen Jubel am Schluß desselben. Da faßte sich Caroline Unger ein Herz und drehte Beethoven einfach herum. „Durch eine Verbeugung gab er seinen Dank zu erkennen. Dies war das Signal zum Losbrechen eines kaum erhörten, lange nicht endenwollenden Jubels und freudigen Dankgefühls für den gehaltenen Hochgenuß.“ So erzählt der anwesende Schindler¹⁾.

In den Jahren von 1821—1825 war der Ruf Carolinens ein so festbegründeter geworden, daß der Pächter des Theaters von San Carlo in Neapel sich entschloß, sie für diese Bühne zu engagiren. Es war ein Wagniß für die deutsche Sängerin, in der Heimath des Bel canto als Primadonna aufzutreten. Aber sie hat es glücklich bestanden. Caroline hat von 1825—1833, einen kurzen Aufenthalt in Paris abgerechnet, in allen Hauptstädten Italiens gesungen und sich neben einer Grisi, Pasta und Malibran auf die Dauer siegreich behauptet. In verschiedenen Städten wurden ihr die größten Ovationen dargebracht, Medaillen, mit ihrem Bildniß geschlagen, kostbare Ringe durch Deputationen überreicht u. dergl. mehr. Hatte doch auch der berühmteste der

¹⁾ Ueber diese Episode aus dem Leben Carolinens sehe man Scalischer in Westermann's Monatsheften, Band 74, S. 822 ff.

italienischen Componisten, Rossini, von ihr gesagt, sie besitze „l'ardeur du Sud, l'énergie du Nord, une poitrine de bronze, une voix d'argent et un talent d'or.“

Erst im Jahre 1839 entschloß sich Caroline, in Wien wieder aufzutreten. Sie wurde mit stürmischem Beifall begrüßt und konnte mit dem hier erlangenen Erfolge ebenso zufrieden sein, wie mit dem in Italien gewonnenen. Und doch wäre dieses Gastspiel fast verhängnißvoll für sie geworden.

Es ist begreiflich, daß eine so gefeierte Künstlerin zahlreiche Anbeter und Verehrer fand. Auch solche fehlten nicht, die ihr die Hand für das Leben anboten. Sie hat auch wohl manchen Korb ausgeheilt, so z. B. an den Bühnendichter und langjährigen Director des Hofburgtheaters F. Z. v. Solheim, der einst mit der berühmten Gräfin Sichtenau verheirathet gewesen war. Jetzt aber nahm ihr ein Landsmann, der ein wirklicher Dichter war und von ihr gesagt hat: „Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes; sie ließ in ihrem Gefange ein klingendes Gewitter von Leidenschaften auf mein Herz los.“ Im Sommer 1839 verlobte sich Caroline Unger in Pöhl mit Nicolaus Senau. Aber der schon damals seiner selbst nicht ganz mächtige Dichter lag seit 1836 in den Banden von Frau Sophie von Wiventhal. Ihr galt der Vers in dem Lied „Der schwere Abend“:

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Obwohl Senau ebenso bestimmt wußte wie die Frau des österreichischen Generalpostdirectors, daß sie nie ein Paar werden würden, konnten sie doch nicht von einander lassen, und Sophie verfolgte ihren Freund mit Eifersuchts-scenen wegen seiner neuen Liebe. Krankhaft und wandelbar, wie Senau war, beschloß er bald, wieder mit Caroline zu brechen, brang eines Morgens, wie er selbst später erzählte, unangemeldet und sich wild gebärdend in das Zimmer seiner Braut und verlangte laut schreiend die an sie gerichteten Briefe zurück. Die erschrockene Braut lieferte alle Schriftstücke aus, und er verließ grußlos das Zimmer und tanzte, — nach seiner eigenen Mittheilung — über den gelungenen, Wahnsinn simulirenden Ueberfall erfreut, die Treppe hinauf. Man wird es begreiflich finden, daß nach einer solchen furchtbaren Erfahrung Caroline Unger gern wieder nach Italien und Rom für den Winter 1840 zurückkehrte. Aber ebenso begreiflich wird man es auch finden, daß sie, als nicht lange Zeit nachher ihr ein junger Mann seine Hand bot, sich lange besann, ehe sie zum Entschluß kam. Und das um so mehr, als ihr Freier fünfzehn Jahre jünger war. Obendrein gehörte der leidenschaftliche Bewerber einer Nation an, die ihr bis dahin fast ganz fremd geblieben war, und dessen Bekanntschaft sie nur einem Zufalle verdankte. Der zum Franzosen gewordene Maler Heinrich Schumann hatte der Künstlerin von der damals berühmten Auffsehen machenden Entdeckung Daguerre's erzählt und hinzugefügt, es halte sich augenblicklich in Rom ein junger Franzose auf, welcher einen Apparat

besthe, der Silberbilder herstelle. Caroline, die sich lebhaft für die neue Entdeckung interessirte, bat Behnmann, ihr den Apparat zu demonstrieren. Das konnte nicht ohne den Besitzer und alleinigen Sachverständigen in Rom geschehen. Dieser ließ sich bereit finden, der berühmten Sängerin sein Instrument zu produciren. So lernte François Sabatier seine langjährige, bis zu seinem Tode inniggeliebte Gattin kennen.

II.

Wenige Wochen nach dem Tode seines Vaters, eines reichen Grundbesizers, war François Sabatier am 2. Juli 1818 in der allberühmten Universitätsstadt Montpellier geboren. Da Frau Sabatier eine zweite Ehe, mit einem Herrn de La Salle, einging, rühte die Erziehung des Verwaisteten in den Händen eines Onkels, eines Geistlichen, der, ein braver, stiller Mann, nicht besser für François und dessen beide ältere Brüder sorgen zu können glaubte, als wenn er seine Mühsel einem Jesuitencolleg anvertraute. Aber der wilde Knabe that nicht gut in dem Institut der frommen Väter. Sie verzichteten auf die Erziehung des Hülflings und schickten ihn seinem Onkel zurück. Auch in die starren Formen anderer Erziehungsanstalten konnte er sich nicht finden. Mittlerweile starb sein Onkel-Vormund, und man zahlte dem fünfzehnjährigen Jüngling sein Vermögen aus, der nun nichts Geringeres zu thun hatte, als nach Paris abzureisen, aber nicht, um in dem Strudel der Großstadt unterzugehen, sondern um sich vielseitig auszubilden und frühzeitig eigene schriftstellerische Versuche zu machen. Durch diese kam er rasch in Verbindung mit namhaften Schriftstellern und Dichtern. So nahm sich namentlich Alfred de Vigny des ernstlich nach hohen Zielen strebenden jungen Literaten an und ermunterte ihn zu rüstiger Arbeit. Da warf ihn ein Unglücksfall aus dieser kaum betretenen Bahn. François besaß eine einzige, heißgeliebte Schwester, Marie de la Salle. Sie starb plötzlich. Um das Bild der Verstorbenen in seiner idealen Schönheit festzuhalten, suchte er die Ateliers verschiedener jüngerer Maler auf, welche ihm nach einer Skizze deren Porträt malen sollten. Bei diesen seinen Rundgängen durch die Ateliers lernte er den Maler und Radierer Auguste Bouquet kennen, der bald sein vertrautester Freund wurde. Das Leben, welches diese jungen Künstler führten, voll Entbehrungen, aber doch getragen von hohem idealem Streben, muthete den jugendlichen Provenzalen sehr an. Er beschloß, ein Künstler zu werden. Warmherzig und freigebig schloß er sich seinen neuen Freunden an, kleidete sich in deren phantastisches Malerkostüm und wurde ein echtes Mitglied der „cambuse“, wie diese Malergenossenschaft auf dem Montmartre sein Freund, der Maler Chenavard, getauft hatte. Sei es nun, daß er doch bald fand, sein künstlerisches Talent sei nicht ausreichend, um sich dem Malerberufe ausschließlich zu widmen, oder daß das Bedürfniß, sich theoretisch mit der Kunst auseinander zu setzen, zu stark in ihm vorhanden war, er warf sich auf das Studium der Kunstgeschichte und beschloß, mit einigen seiner Freunde eine Kunstreise nach Italien und Griechenland zu machen, die im Jahre 1838 angetreten ward. Sabatier, der die Kosten der Reise fast ausschließlich trug, wanderte aus Bortgefühl gegen seine Freunde

mit ihnen zu Fuße oder lud sie stellenweise auf ein landesübliches Wägelchen. So zogen sie von Verona nach Venedig und Bologna und von Bologna über den Apennin nach Florenz. Als sie an der Stelle der realen Straße angekommen waren, von der aus sie Florenz in dem Kranze seiner Willen und von thönen Thürmen und schön geschwungenen Kuppeln überragt in dem engen, nur nach Westen sich weit öffnenden Arnothale zu ihren Füßen liegen sahen, da ergriff dieses Bild die Künstlerseele Sabatier's so lebhaft, daß er ausrief: „Hier möchte ich für immer leben.“ In der That hat er dann später hier in Trespiano die Villa La Concezione erworben und sie Jahrzehnte hindurch als seinen Lieblingsitz, namentlich im Frühjahr und Herbst, bewohnt. Dieses Mal verließ er, nachdem die Kunstschätze von Florenz eifrig studirt worden waren, mit seinen Freunden die Stadt, um über Rom nach Neapel zu ziehen. Es war ein sonderbares Trifolium, diese Reisenden. Der Eine von ihnen war ein himmellanger, lagerer Mensch; der Andere, von niedriger Statur, hatte sein Haar so kurz geschoren, daß der ewig Gesticulirende fast kahllöpfig erschien. Auf der anderen Seite schritt der gedrungene Sabatier, dessen Gestalt man später mit der des berühmten Erzgießers Peter Vischer verglichen hat, jetzt das dunkle Gesicht mit langen, bis auf die Schulter herabfallenden Locken umrahmt, so daß die Genossen fast wie ein wandelndes Dreieck ausfahen. Eine solche sonderbare Gruppe konnten sich die laßluftigen Neapolitaner nicht lange entgehen lassen, und bald wurden sie der Gegenstand einer Farce, die auf dem Volkstheater von San Carluo gespielt wurde. Das machte Sabatier unendlichen Spaß, der seinen Gipfel erreichte, als er und seine Freunde eines schönen Tages sich selbst dort ihre Caricaturen ansahen.

Von Neapel zurückgekehrt, blieb Sabatier zunächst in Rom, wo der erst zweiundzwanzigjährige, nach seinen Künstlerlaunen lebende Dilettant um die schon siebenunddreißig Denze zählende gefeierte Sängerin anhielt. Unter solchen Umständen wird man es, selbst wenn nach dem Urtheil aller Urgegenen der Altersunterschied zwischen beiden nicht so stark hervortrat, als man hätte erwarten sollen, nur richtig und verständig finden, wenn die weckerjahrene Caroline dem stürmischen Drängen des heißblütigen Franzosen hartnäckigen Widerstand entgegensetzte. Und das um so mehr, als auch die Mutter Sabatier's sich gegen die Verbindung aussprach¹⁾. Aber der junge Freier ließ nicht nach; am 18. März 1841 fand die Trauung statt — und die Ehe wurde eine überaus glückliche. Als Sabatier in La Tour de Farges sein Ende herankommen fühlte, wollte er in demselben Bette, in dem seine geliebte Caroline schon vor Jahren gestorben war, seinen letzten Athemzug aushauchen, ließ es deshalb von Florenz kommen und verordnete in seinem Testament, daß er neben seiner Frau auf San Miniato's Friedhof (über Florenz) beigesetzt werde.

¹⁾ Nachdem sie Caroline kennen gelernt hatte, liebten sie und die ganze Familie sich mit der Heirath aus und gewannen Caroline aufrichtig lieb.

III.

Da Caroline zur Zeit, als Sabatier in Rom um sie warb, verschiedene Contracte auf Gastspiele mit deutschen Bühnenleitungen abgeschlossen hatte, die nicht kurzer Hand aufzulösen waren, reiste das junge Ehepaar nach Deutschland. Wie Sabatier sich der gründlichen Erlernung der italienischen Sprache vor einigen Jahren befließigt hatte, so warf er sich jetzt auf das Studium des Deutschen. Da seine Frau ihn in Wien, Dresden und Berlin bei hervorragenden Künstlern und Schriftstellern, alten Bekannten und Freunden, einführen konnte, wollte er der Belehrung und Unterhaltung mit diesen Männern nicht verlustig gehen. Rasch erwarb er sich eine vollkommene Kenntniß unserer Sprache, so daß er nicht nur die hervorragendsten Werke der deutschen Literatur lesen, sondern sich auch mündlich über alle Gegenstände sicher und correct ausdrücken konnte. Fühlte seine Frau sich vor Allen zu musikalischen Größen, wie Meyerbeer, Schumann, Bizet¹⁾, hingezogen, so pflegte er den Umgang mit Malern wie Cornelius, Overbeck, Schnorr, Kaulbach, Förster u. s. w. In der Verehrung von Grillparzer, Galtm, Tiedl u. s. w. begegneten sich beide. Insbesondere bewunderte er Tiedl wegen seiner genialen Recitationen²⁾. War doch Sabatier selbst ein ausgezeichnete, unermüdbliche Vorleser, der auf Reisen in Gasthöfen seinen Nachbarn gelegentlich wohl beschwerlich fiel. Als er einmal in Karlsbad einem ganzen Kreis friedlicher, Krümpfestrückender Damen die *Sucrezia* von Victor Hugo vorlas, meinte sein Hauswirth, seinem Miether müsse etwas zugestoßen sein, bewaffnete sich mit einem Säbel, flog die Treppe hinauf, schaute jedoch, ehe er zu weiteren Thaten schritt, durch das Schlüsselloch und zog dann, eines Besseren belehrt, lachend wieder ab.

Nachdem Sabatier die Kunstschätze Deutschlands in Wien, Dresden, Berlin und München sorgfältigst studirt, hierauf Weimar, wo er die Gastfreundschaft der Frau Ottilie von Goethe genoß, und Nürnberg besucht hatte, zog das Ehepaar nach Florenz, um sich dort dauernd niederzulassen. So ging Sabatier's Jugendtraum in Erfüllung. Frau Caroline erwarb in der Via Renat im Oltrarno unterhalb San Miniato einen Palazzo und auf der entgegengesetzten Seite auf lustiger Höhe die Villa La Concezione. Einer seiner Freunde, Rafael, der unter Napoleon III. Baumeister des Louvre war, restaurirte den Palazzo und machte ihn wohnlicher.

Hatte Sabatier auf seinen Reisen seine Mappen mit zahlreichen Zeichnungen der durchzogenen Gegenden und bewunderten Kunstwerke gefüllt, hatte er in seinen Tagebüchern alles ihm Bemerkenswerthe sorgfältig eingetragen und sich der modernen Literaturen bemächtigt, so beschloß er jetzt, da er zu behaglicher Ruhe gekommen zu sein schien, allen seinen Studien erst das rechte Fundament zu geben, sich eine selbständige Kenntniß des classischen Alterthums zu erwerben. Er begann die Lectüre der hervorragenden Schriftsteller der Griechen und Römer in der Ursprache und vertiefte sich in archäologische

¹⁾ Bizet schenkte Sabatier sein Handexemplar von Goethe's „Faust“, das dieser dann stets mit sich führte und seiner Uebersetzung zu Grunde legte.

²⁾ Ueber die Vorlesungsart Tiedl's spricht sich Sabatier in seinem Tagebuche ausführlich aus; die Stelle findet sich abgedruckt im Vorwort seiner Faust-Uebersetzung, S. X.

Vorjungen. Aber alles das sollten doch nur Vorstudien sein zu der schon lange geplanten Reise nach Griechenland und Kleinasien. Ein junger Künstler, Dominique Papety, der schon einmal im Auftrage eines orleanistischen Prinzen in Griechenland gewesen war, um ein Bild von dessen Empfang durch König Otto vor einem griechischen Tempel zu malen, und der dann treffliche Copien der Gemälde des Pausanias auf dem Berge Athos heimgebracht hatte, begleitete das Ehepaar, das am 18. April 1846 von Florenz aus seine Reise über Corfu nach Athen und Konstantinopel antrat. Frau Caroline betheiligte sich nicht an all' den Kreuz- und Querzügen in Attika, dem Peloponnes und Kleinasien, sondern blieb in den cultivirteren Hauptstädten. Um so eifriger zeichneten Sabatier und Papety, der dreihundert Skizzen entwarf, welche Sabatier dem früh verstorbenen Künstler abkaufte, um sie in seinem Testamente der Galerie des Louvre zu vermachen. Nach einer Dauer von vier Monaten wurde die Reise auf schmerzliche Weise unterbrochen. Sabatier erhielt Nachricht von der tödlichen Erkrankung seines liebsten Freundes, Auguste Bouquet, den er in Florenz zurückgelassen hatte, damit er während seiner Abwesenheit Bilder, welche die Wände des Salons seiner Frau schmücken sollten, vollende: Dante, Goethe, Michelangelo und Raffael mit Scenen im Hintergrunde bilden die Hauptfiguren der vier Wände. Hinter Goethe steht Mephisto, der Faust und Gretchen lächelnd betrachtet. Das Porträt Goethe's ist nach einer Zeichnung gemacht, die Sabatier nach einem ihm von Ottile von Goethe geliehenen Bilde ihres Schwiegervaters angefertigt hatte. Ueber den Thüren des Salons sind Bilder von Molière, Shakespeare, Schiller, Mozart, Tasso, Petrarca, Ariost angebracht. Dem Künstler zu Liebe, der alle diese Bilder schaffen sollte, brach Sabatier seine Orientreise ab. Er traf den Freund noch am Leben und erleichterte dem Sterbenden die letzten Augenblicke seines Daseins durch das Versprechen, für die Erziehung und das Fortkommen von dessen kleiner Tochter sorgen zu wollen. Dieses Versprechen hat das kinderlose Ehepaar treulichst gehalten. Louise Bouquet giebt in der Pflege von Frau Caroline, die sich der musikalischen Talente ihres Kindes freute. Nur durfte sie aus Gesundheitsrücksichten ihre schöne Stimme nicht allzu stark anstrengen. Um so ausgiebiger wurde ihr Talent zum Malen ausgebildet. Ary Scheffer hatte sie in seine Schule genommen. Ich habe in einer Ausstellung von Frauenarbeiten in Rom treffliche Porträts von ihrer Hand gesehen. Das Beste war das ihres Gemahls, des berühmten patriotischen Historikers und Arabisten Michele Amari, mit dem sie sich 1865 verbunden hatte. Gern hätte Sabatier diese Pflegebefohlene vollständig adoptirt, aber die in Frankreich sowohl als in Italien geltenden gesetzlichen Bestimmungen ließen das nicht zu.

Treue Freundesliebe hatte Sabatier dieses Kind zugeführt. Doch er und seine Frau erstreckten ihre Menschenfreundlichkeit auf noch weitere Kreise. Wo Frau Caroline ein junges Wesen fand, das sich durch hervorragende musikalische Talente auszeichnete und nicht in der Lage war, sie künstlerisch zu entwickeln, da nahm sie es in ihr Haus auf, ertheilte ihm selbst unermüdlich Unterricht und unterstützte es in seinem Fortkommen. So verdanken ihr z. B.

lichung des Fourier'schen Idealzustandes ihn hätte führen müssen. Er blieb ein großer Verehrer des Meisters und ließ durch seinen Freund, den Bildhauer Otin, in dem mit anderen Kunstwerken geschmückten Salon seiner Frau in Verbindung mit dem Mann ein großes Marmorwerk anfertigen, das die Verdienste dieses Wohlthäters der Menschheit symbolisch darstellte und von einer Büste Fourier's gekrönt war.

Wenn hiernach der Mann, der rastlos an der Ausbildung seines Geistes arbeitete, sich stets mit hohen und ernsten Problemen beschäftigte, zu deren Lösung er schließlich Werke in vierzehn Sprachen zu lesen im Stande war, als ein Trummer erscheinen könnte, so beweist doch kaum etwas so sehr den großen Reichtum dieser wirklich vielseitig angelegten Natur wie die Thatsache, daß er gleich seiner Frau auch für das praktische Leben großes Geschick zeigte und es durchaus nicht verschmähte, dieses in seinem eigenen Interesse wie dem seiner Mitmenschen zu bethätigen. Als das Ehepaar im Winter 1850 in Paris lebte, schrieb Frau Caroline an Fanny Sewald¹⁾, daß sie trotz ihrer „mondanen Künstlerlaufbahn eine deutsche Hausfrau geblieben sei, die ihren Gänsebraten wie in der Heimath auf den Tisch zu bringen wisse“; und ihrer alten Freundin, der genialen Schröder-Devrient, die schließlich einen Baron von geheirathet hatte, ließ sie sagen, sie hoffe, Wilhelmine werde ebenso wie sie eine passionirte Landwirthin werden, obwohl man in dem livländischen Dorfe eben keine Agaven vor dem Haus haben werde, wie hier in La Tour de Farges. W. Hartmann hat uns das Schreiben auf dem südfranzösischen Gutshof namentlich zur Zeit der Entwicklung der Seidenraupe und der Weinernte sehr ausführlich und ergötlich geschildert. Wie Caroline sich's nicht verbrießen ließ, begabte Schillerinnen selbst zu unterrichten, so leitete sie auch mit ihrem Manne allein die Erziehung ihrer Pflөгetochter. Um so größer war ihre Freude, daß diese sich ganz nach ihrer Neigung entwickelte. „Louise,“ so schrieb sie an eine Freundin, „ist ein großes, talent- und herzvolles Mädchen geworden, das Ihnen gewiß gefallen wird. Sie ist unsere Freude und unser Stolz — denn wir haben sie allein erzogen und ein tüchtiges Menschenkind aus ihr gemacht. Zu meiner Freude hat sie eine wunderliche Stimme.“ Aber auch Sabatier beschäftigte sich erfolgreich mit wichtigen Fragen seiner Gutsverwaltung. Gegen Ende der sechziger Jahre begann die Phylloxera seine Nebenpflanzungen gründlich zu verwüsten. Man kann sich denken, welchen Schaden der große Weingutsbesitzer in der Ebene von Lunel Viel hierdurch erlitt. Als alle Mittel, das Schwefeln der Weinstöcke u. s. w., nichts gegen die Verwüstungen des Getwürms ausrichteten, beschloß Sabatier, diese Lebensfrage für die Kultur Südfrankreichs sorgfältig zu studiren. Er zog kräftigere Weinsorten, die er aus dem Samen amerikanischer Neben gewonnen hatte. Auf die widerstandsfähigeren Pflanzen wurden dann edlere Neben fortan mit der von ihm erfundenen Maschine gepflanzt. Auf verschiedenen Ausstellungen Frankreichs und Italiens, auf denen er die Handhabung seiner Maschinen zum allgemeinen Besten zeigen ließ, ist er dafür mit goldenen Medaillen ausgezeichnet worden.

¹⁾ Fanny Sewald, Briefe Wilhelmine nach dem Leben, S. 85.

die ausgezeichnete Clavierpielerin Wilhelmine Claus und die Sängerin Emmy La Grua den besten Theil ihrer Ausbildung.

Noch nach einer ganz andern Seite hin erstreckte sich die Mildthätigkeit dieses feinsinnigen Paares. Daß Sabatiers, wo sie sich auch aufhalten mochten, in Florenz oder in La Tour de Farges oder bei länger dauerndem Aufenthalt in Paris, die lebenswürdigste Gastfreundschaft übten und um sich her rasch einen Kreis hervorragender Menschen aus allen Ständen sammelten, könnte man leicht aus einem mehr selbststüchtigen Bedürfniß ihres Wesens ableiten. Aber so stand es doch nicht bei ihm. Sabatier, der bedürftigen Künstlern ein hochherziger Mäcen war, hatte vor Allem ein warmes Mitgefühl für die, welche er in irgend etner Weise als social und politisch unterdrückt und verfolgt ansah. „Die Gerechtigkeit geht über die Liebe,“ pflegte er zu sagen, vielleicht in Verkennung seiner eigenen Natur. Aber aus seinem Gerechtigkeitsgefühl, das wohl nicht immer ganz gerecht und unbefangen blieb, erklärt sich doch am einfachsten seine aufopferungsfähige Theilnahme für alle politisch Verfolgten. Durch und durch Individualist, war er republikanisch gesinnt und seiner ganzen Bildung nach ein Kosmopolit. In der „Cambuse“ war er durch seine Freunde mit socialistischen Ideen bekannt geworden; namentlich hatte er sich in die Gedankenkreise Fourier's so hineingelebt, daß er von der Durchführung der menschenbeglückenden Pläne dieses Schwärmgeistes das Heil für Alle sicher erwartete. Wenn man diesen selbstherrlichen, nur nach seinen eigenen geistigen Reigungen und künstlerischen Bedürfnissen lebenden Menschen sich vorstellt und dann im Hintergrunde sich ein nach Fourier'schen Vorschlägen aufgebautes Phalarstere, in dem an zweitausend Menschen hausen sollten, als den Wohnstz Sabatier's denkt, so erscheint es fast unmöglich, daß ein solcher Widerspruch zwischen der tatsächlichen Existenz und diesem für die Menschheit zu erstrebendem Ziele in einem hochgebildeten Manne dauernd Platz finden konnte. Aber es ist ja eine, in unseren Tagen namentlich, häufig gemachte Beobachtung, daß extremer Individualismus in freiheitsmörderischen Socialismus übergeht. Bei Sabatier, der wohl einmal ernstlich daran gedacht hat, sich an einem praktischen fourieristischen Experimente in Texas zu betheiligen und nur durch Frau und Tochter hiervon mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit abgehalten werden konnte, trat dieser Widerspruch nur in seiner lebenswürdigsten Weise hervor, indem er geneigt war, alle irgendwie von den politischen Gewalten Verfolgten als von der Ungerechtigkeit der gegebenen socialen Verhältnisse Unterdrückte und daher der Weithülfe Würdige anzusehen. Er mag wohl auch hierbei zuweilen innerlich in arges Gedränge gekommen sein, wie ihm auch, namentlich später, der Conflict zwischen seinen kosmopolitischen Ueberzeugungen und seinem lebhaften, durchaus französischen Patriotismus sein Alter verbittert hat. Undank von Seiten der von ihm mit Wohlthaten Bedachten hat er wohl auch oft erfahren. Aber das suchte ihn nicht an; wenn man ihn auf einen solchen Fall hinwies, pflegte er zu sagen: „Das ist keine Sache.“ Sicher hat er den Widerspruch nicht empfunden, in dem das Leben, wie er es gewohnt war, mit jeder auch nur annähernden Verwirk-

Doch wir haben hier unserer Erzählung in der Chronologie schon weit vorgegriffen.

IV.

War Sabatier nach Beendigung der griechischen Reise in Florenz geblieben, so hatten ihn die revolutionären Bewegungen des Jahres 1848 aus Florenz in sein Vaterland zurückgerufen. Republicaner aus tiefster Ueberzeugung, hoffte er jetzt auf den Anbruch einer glücklichen Zeit für Frankreich und die Welt. Sein politisches Interesse wuchs so stark, daß er die Scheu, öffentlich aufzutreten, überwand und einen längeren Brief an Samartine im „Conseiller du peuple“ erscheinen ließ. Vielleicht würde er aber doch, die Entwicklung der Dinge voraussehend, sich schon jetzt nach Italien zurückgewendet haben, wenn nicht die Expedition der Franzosen gegen Rom ihn in ein übles Dilemma gebracht hätte. Seine italienischen Freunde waren empört über die französische Politik, und er mochte doch nicht gern die Vorwürfe hören, die man deshalb gegen sein Vaterland schleuderte. Er blieb deshalb in La Tour de Farges, besuchte im Herbst 1850 Paris, wo jeden Donnerstag seine Frau zahlreiche Gäste empfing, und brachte den Winter wieder in Südfrankreich zu. Obwohl er auch hier stets Gäste für längere oder kürzere Zeit bei sich sah, und Frau Caroline sich gern um die Gutswirthechaft bekümmerte, so konnte ihnen doch das Leben fern von einem Centrum der Kultur auf die Dauer nicht behagen. Obendrein war, nach dem Staatsstreich Louis Napoleon's, der leidenschaftliche Republicaner seiner Ruhe in Frankreich nicht mehr ganz sicher. Verkehrte er auch mit Männern, die anderer politischer Ueberzeugung waren, als er, und war er gewiß ein gutmüthiger Mensch, so konnte er doch außerordentlich schroff werden. Als er eines Tages mit seiner Frau in den Cascinen von Florenz spazieren ging, kam ihnen der bekannte österreichische Feldmarschalllieutenant von Haynau entgegen, begrüßte Frau Caroline und reichte ihr die Hand, da er sie von Wien her kannte. „Wage es nicht, diesem Blutmenschen Deine Hand zu geben,“¹⁾ rief er zornig aus und trat zwischen beide. Sabatier wird sich wohl auch dieses Vornausbruches bald geschämt haben, wie er wegen jeder Aufwallung seines leicht erregbaren Gemüthes die von ihr Betroffenen gern um Verzeihung bat. Es begreift sich aber, daß für einen solchen Mann unter der Herrschaft des napoleonischen Empire Frankreich kein bequemer Aufenthalt war. Doch ist er noch mehrfach in La Tour gewesen und hat französische Badeorte, später auch Karlsbad besucht, wohn seine seit 1850 erschütterte Gesundheit ihn führte.

Indeffen litten darunter seine Arbeiten und die Reiselust noch nicht allzu sehr. Immer weiter zog er die Kreise, deren sein nimmermüder Wissenstrieb sich zu bemächtigen suchte. Zu den literarischen und kunsthistorischen Forschungen kamen linguistische, philosophische und nationalökonomische hinzu. Auch die Geschichte Italiens zog ihn natürlich in Florenz an. Er übersetzte das Büchlein seines Freundes Gregorovius „Die Grabmäler der Päpste“, das in epigrammatischer Kürze eine Geschichte des Papstthums enthält, und gab es mit einer

¹⁾ Non ardire dare la mano a quell' uomo sanguinario.

Vorrede von J. J. Ampère heraus. Aber noch an ganz anderen Werken der von ihm sehr hoch gestellten deutschen Literatur versuchte er seine Uebersetzungskunst. 1859 ließ er, merkwürdiger Weise in Königsberg, den Schiller'schen „Wilhelm Tell“, „poème dramatique traduit dans le mètre de l'original par F. S. U.“ erscheinen. Auch eine Sabatier'sche Uebersetzung von Grillparzer's „Sappho“ soll existiren, aber ich weiß nicht, ob sie je gedruckt worden; ebenso wenig ist mir die des Wilhelm Tell zu Gesicht gekommen; sie scheint vergriffen zu sein, denn sie wird nicht mehr in dem Bon'schen Verlagskatalog aufgeführt. Dagegen liegt vor mir „Le Faust de Goethe traduit en Français dans le mètre de l'original et suivant les règles de la versification allemande par F. S. U.“¹⁾ Es ist begreiflich, daß ein Mann wie Sabatier, der selbst mehr als einen Faust'schen Zug in seinem Wesen hatte und in die Geheimnisse der deutschen Sprache tief eingedrungen war, dieses höchste Product moderner deutscher Dichtkunst seinen Landsleuten nahe zu bringen suchte. Jahrzehnte hat er sich an dieser Aufgabe abgemüht, da er die ungeheuren Schwierigkeiten, welche sich ihr entgegenstellten, keinen Augenblick verkannte. Denn er wußte wohl, „daß wir, die wir für das revolutionärste Volk der Erde gelten, die größte Mühe haben, das Joch des Verjährten abzuschütteln. Es ist zu bedauern, daß Victor Hugo mit seiner mächtigen Hand das nicht vollbracht hat.“ Kein Wunder, daß auch Sabatier die metrischen Regeln von Malherbe und Boileau nicht hat beseitigen können. Denn diese jedenfalls tüchtigste und dem Original am nächsten kommende französische Uebersetzung des Faust scheint in Frankreich ziemlich allgemein abgelehnt worden zu sein. Man hat wohl gemeint, einen großen, wenn nicht den größten Theil der Schuld trage die geringe Liebe, welche das französische Publicum nach 1870 der deutschen Literatur entgegen bringe. Es mag sein, daß dieser Umstand dazu beigetragen hat, dieser Uebersetzung keine günstige Aufnahme zu verschaffen. Ich bescheide mich gern, ein Urtheil zur Sache abzugeben. Man müßte dazu nicht nur in die Feinheiten der französischen Sprache und Metrik tiefer eingeweiht sein, sondern auch für das poetische Nationalempfinden des französischen Volkes ein besseres Verständniß haben, als ich es besitze. Einer der feinstinnigsten Kenner der deutschen Sprache, dem sicher auch das Verständniß für den Geist des französischen Idioms nicht fremd war, Rudolf Hildebrand, der Fortsetzer des Grimm'schen Wörterbuches, hat der Uebersetzung große Anerkennung zu Theil werden lassen und gemeint: „daß der außerordentliche Fortschritt, den Sabatier über alle seine Vorgänger hinaus gethan hat, die einigermaßen Verständnißvollen und Empfänglichen seiner Landsleute mit großer Genugthuung erfüllen mußte“²⁾. Ähnlich haben andere berufene Männer in Deutschland geurtheilt³⁾. Aber auf die Stimmen Solcher, aus deren Sprache überseht wird, kommt es nicht an, sondern auf den Beifall Jener, deren Literatur durch das Geistesproduct einer andern Nation bereichert werden

¹⁾ Paris 1893, E. F. Delagrave.

²⁾ Die Grenzboten 1893, Bd. II, S. 606.

³⁾ Auch die „Deutsche Rundschau“, 1894 Bd. LXXXI, S. 157.

voll. Sind die Franzosen nicht einverstanden mit der Uebersetzung Sabatier's — eines Mannes von feinstem künstlerischem Empfinden, der von sich sagen durfte, er habe oft Wochen lang nach einem dem deutschen Ausdruck vollkommen adäquaten Worte der französischen Sprache gesucht, und dem diese Arbeit immer mehr zum Lebenswerke ward —, dann werden sie wohl noch lange, wenn nicht für immer, auf eine bessere Uebersetzung warten müssen. In der That wird es wohl kaum möglich sein, die höchste poetische Schöpfung des modernen deutschen Geistes so wiederzugeben, daß ein Franzose bei der Lectüre einer Uebersetzung einen ähnlichen höchsten Genuß empfindet, wie wir bei dem Lesen des Originals. Die Formen der französischen Poesie sind einmal so fest abgesteckt, wie das französische Nationalbewußtsein anderen Völkern gegenüber. Davon sollte Sabatier selber noch in seinen späteren Tagen ein hereditäres Zeugniß ablegen.

Seitdem das Ehepaar sich wieder in Florenz niedergelassen hatte, unterbrachen nur längere oder kürzere Reisen seine Arbeiten. Sabatier besuchte die kleineren Städte Italiens seiner Kunststudien halber und machte hierbei einige nicht unbedeutende Entdeckungen. So fand er 1857 in Perugia ein bisher nicht erkanntes Gemälde Raffael's. Zwei Reisen unternahm er nach Sicilien, wo er vor Allem die Mosaikbildnerei in den normannischen Domen und Capellen studirte. Ein größeres Werk über die Entwicklung der Kunst in Sicilien, das geplant war, führte er wie so vieles Andere nicht zu Ende. Außerordentlich empfindlich gegen jede Kritik und ängstlich im Abwägen seiner Gründe bei streitigen Fragen, konnte er sich selbst nicht genug thun und kam nie zu einem festen Abschlusse. In Palermo, wo er den Winter von 1860 zubrachte, bildete seine Wohnung einen vielgesuchten Zusammenkunftsort sicilischer Patrioten. Denn er war ein begeisterter Freund der Einheit Italiens. Und doch brachte diese ihm mittelbar und unmittelbar schweres Ungemach.

Gewiß hätte der warme Freund der deutschen Literatur und Kunst auch gegen die Einigung der deutschen Nation nichts einzuwenden gehabt, wenn dieselbe nicht auf Kosten Frankreichs hätte stattfinden müssen. Da er ein Feind des napoleonischen Kaiserreichs war, beklagte er auch den Sturz desselben nicht. Als aber die Heere Deutschlands sich siegreich über Frankreich ergossen, und er voraussehen mußte, daß der Krieg nicht ohne eine dauernde Schädigung seines Vaterlandes ablaufen werde, da Ludwige der französische Stolz in dem Manne, der wie kaum ein Anderer Kosmopolit gewesen war, mit elementarer Gewalt auf. Wie so viele seiner beschränkteren Landsleute fand er es ganz unerhört, daß die Deutschen, nachdem sie den angeblich einzigen Anstifter des Krieges darnieder geworfen hatten, nicht mit einer höflichen Verbenugung aus Frankreich wieder abzögen. Und nicht geringer war seine Aufregung gegen Italien, das, undankbar, seinem Befreier nicht beigeprungen sei. Der zweiundfünfzigjährige Mann wollte noch als Freiwilliger mit in den Krieg ziehen. Man wies jedoch den Dränklischen ab, der nun nach Florenz zurückkehrte, um andere französische Flüchtlinge bei sich aufzunehmen. Damals schrieb der greise Historiker Michelet unter seinem Dache die bekannte Broschüre

„La France devant l'Europe“. Als Thiers auf seiner diplomatischen Rundreise nach Florenz kam, sprach er dem großen Patrioten Muth ein. Er bedurfte desselben bald mehr als der Staatsmann. Denn er verfiel in eine tiefe Melancholie, und seine nächsten Angehörigen hatten es schwer, mit ihm zu leben. Erst ganz allmählig konnte er sich von dem furchtbaren Schlag, der ihn mit der Niederlage seines Vaterlandes getroffen hatte, erholen, sich entschließen, den deutschen Boden wieder zu betreten und an seiner Faustübersehung fortzuarbeiten. Kaum hatte sich sein Zustand gebessert, da traf ihn ein neuer herber Verlust. Seine treue und heißgeliebte Lebensgefährtin verschied am 23. März 1877. Mit ihr begrub er den besten Theil seines eigenen Lebens. Er war immer, je mehr er utopistischen Idealen nachgestrebt hatte, ja vielleicht gerade deshalb, schwarzseherisch im praktischen Leben gewesen; stärker als je zuvor trat jetzt diese pessimistische, menschenfeindliche Seelenstimmung hervor, zumal seitdem er sich wieder dauernd in La Tour de Farges aufhielt. Von seinen zwei älteren Brüdern Friedrich und Felix lebte nur noch der jüngere mit einem Sohne, Guillaume Sabatier d'Espéran, dem einzigen Nachkommen der drei Brüder. Es scheint fast so, als habe er die Einsamkeit, die ihn umgab, nicht mehr ertragen können, und er beschloß daher, elf Jahre nach dem Tode seiner Frau, sich mit einer Gläfflerin, Marie Voll, verwitweten Jung, im December 1888 zu verheirathen. Die Frau, welche Leiterin eines Privat-Instituts gewesen war und das Ehepaar Sabatier in Karlsbad kennen gelernt hatte, scheint nicht viel dazu beigetragen zu haben, dem Greise seine letzten Lebensjahre leichter zu machen. Sie isolirte ihn womöglich noch mehr. Er ließ sich seine Bücher von Florenz kommen, aber er, der sonst nur in Büchern gelebt hatte, öffnete nicht einmal mehr die Kisten. So war ihm der Tod, der am 1. December 1891 über ihn kam — man weiß nicht recht, wie — eine Erlösung. Seinem Neffen ist La Tour de Farges zugefallen, während die Besitzungen in Florenz, die Carolinen gehört hatten, an Frau Denise Amari kamen. Zahlreiche Legate hatte er Denen ausgesetzt, die seinem Herzen theuer waren. Eine nicht unbedeutende Summe bestimmte er einem französischen Institut für verarmte Schriftsteller, und eine seiner letzten Anordnungen war, daß seine Faustübersehung mit gegenüberstehendem deutschem Texte und erläuternden Anmerkungen in anständigster Form erscheinen solle. —

François Sabatier und Caroline Unger waren ein seltenes Paar. Was ein glückliches Geschick den Menschen bieten kann, war ihnen in Fülle zu Theil geworden. Reiche Gaben des Geistes und Herzens, äußere Lebensgüter und die Energie, Beides nicht nur nicht zu mißbrauchen, sondern sich und den Mitmenschen zum Besten auszunützen. Sabatier hielt, wie jener deutsche Philosoph, seinen Reichtum für ein ihm anvertrautes Gut, und Frau Caroline hat als begnadigte Künstlerin die Herzen vieler erfreut und geliebt. Sie war die Glücklichere von Beiden. Sabatier's Leben hat einen bitteren Kern. Ganz abgesehen von der Verstimmung und der Melancholie der letzten Jahre, die wohl ihren Ursprung zum Theil in körperlichen Leiden hatten, wird er sich bei der Bilanz seines Lebens doch haben sagen müssen, daß er nicht geleistet habe, was er bei seinen Gaben hätte leisten können. Von Geburt an einer